

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

69 (10.9.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 10. September 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro}. 69.

Der Fluch des Hebräers.

(Schluß.)

Mit Tages Anbruch erhob sich das Toben des Kampfes. Wüthend war das Gefecht, mit Löwenmuth wehrten sich die Feinde; dreimal hatten sie schon ihren verlorenen Posten wieder erobert, und wurden jetzt zum viertenmale daraus verdrängt. Nun aber wichen sie der Uebermacht. Der Chef des feindlichen Haufens nur hielt noch mit ein paar Reitern Stand. Er hatte den Hut tief in's Gesicht gedrückt und den Mantel bis an die Augen umgeschlagen, und hieb blind wüthend rechts und links um sich, daß Keiner sich ihm mehr nahe wagte. „Ergeben Sie sich!“ schrie Werner ihm zu, „der fruchtlose Kampf nützt Ihnen doch nicht.“ Ein feiger Schurke ergiebt sich, ich aber nicht, antwortete der Wüthende, und drang von Neuem in seine Gegner. Da zog Werner ein Pistol und schoss es dem Rasenden vor den Kopf, daß er auf der Stelle leblos vom Pferde stürzte. Werner sprang auf den Hingefunkenen zu. Diesem war während des Sturzes der Hut entfallen, auch der Mantel hatte sich ausgebreitet, und der Sieger erkannte in dem Besiegten — seinen ehemaligen General, den Vater seiner Geliebten, der ihm großmüthig einst das Leben gerettet. Im wilden Schmerz warf er sich auf seinen blutenden Wohlthäter; „verflucht sei die Waffe, die Dich tödtete!“ rief er aus, indem er das Pistol weit von sich schleuderte. „Zürnende Gottheit, hast Du noch nicht aufgehört, mich zu verfolgen? soll ich denn alles tödten, was mir lieb und theuer ist? o mein Vater, o verehrter Greis, warum achtest Du nicht auf meinen Juruf, warum hast Du meine Stimme nicht erkannt?“ Jetzt kam der Adjutant des Commandeurs gesprengt und rief Werner zu: Verfolgen Sie den Rest der Flüchtigen, die dort in's herrschaftliche Schloß sich werfen, schneiden Sie dieselben gänzlich vom Rückzuge ab, es kann Ihnen kein Mann entkommen. Wir andern verfolgen die Hauptmasse des Feindes. Vor dem nahen Marktstecken Rothensfeld treffen wir wieder zusammen, es wird dort etwas Arbeit geben! „Auf Kameraden!“ rief Werner seinem Geschwader zu, „setz ihnen nach und haut Alles nieder, was Euch in den Weg kommt, heut geb ich keinen Pardon mehr.“ Im Fluge ging es hinter den Flüchtenden drein übers Blachfeld. Doch diese hatten Vorsprung gewonnen und sich schon in das Schloß geworfen, das von einem breiten Graben umzogen war. Als eben Werner mit den Seinigen ankam, loderte die Brücke, die über das Wasser führte, in Flammen auf. Die Feinde schossen aus den Fenstern, und ihre Kugeln rafften mehrere brave Reiter hinweg, ohne daß diese Vergeltung üben konnten.

„Ergebt Euch, Rasende!“ rief Werner mit donnernder Stimme ihnen zu, „oder ich lasse Feuer in Euren Schutzort werfen, und Niemand soll dann dem unvermeidlichen Tode entgehen.“ Eine Salve Gewehrkugeln wurde ihm statt der Antwort. „Nun dann,“ rief er den Seinen zu, „macht mein Drohen wahr — der Himmel schont mein nicht, was soll ich Anderen schonen.“ Feuerbrände wurden nun gegen das Schloß geschleudert, und nicht lange wahrte es, so prasselten die Flammen zum Dache heraus. Angstgeschrei, Gebüll der verzweifelnden Kämpfer, Getrach der Gewehre und hölli-

ches Jauchzen der Stürmenden, die nun zur Wuth des Uegens gereizt, Alles niederschossen, was aus dem brennenden Gebäude entfliehen wollte, erfüllte die Luft, und das wilde Rasen des wüthenden Elements und der noch wüthendern Menschheit bildete eine gräßliche Scene. Noch fürchterlicher wurde diese, als aus einem Fenster des zweiten Stockwerks, ein Weib in weißes Gewand gehüllt, mit fliegenden brennenden Haaren sich mit entsetzlichem Getöse hinunterstürzte in den Schloßgraben. Durch Werners Seele zuckte ein furchtbarer Schreck. „Wer die Unglückliche rettet,“ schrie er, „soll reichlichen Lohn von mir erhalten,“ und sogleich sprangen zwei beherzte Schwimmer in die Tiefe hinab. In demselben Augenblick stürzten drüben die Mauern des brennenden Schlosses zusammen, und ein dumpfes Geräusch der Verschütteten drang zu den Ohren der Zerstörer herüber. „Genug des Mordes,“ sprach Werner, und hob seinen Blick zu den Wolken. „Schreibe das Entsetzliche nicht auf meine Rechnung, furchtbarer Richter; ich bin ja nur ein Werkzeug in den Händen eines Mächtigers.“ Jetzt brachten die Schwimmer den Leichnam des Weibes. Wir kamen leider zu spät, sagten sie, indem sie die Unglückliche auf den Rasen legten, sie ist todt. Da warf Werner einen Blick auf die Entseelte, und mit dem Ausruf: „entsetzliches Schicksal — meine Braut!“ stürzte er auf sie nieder. Schreck und Mitgefühl ergriff auch die rohen wüthenden Krieger. Mitleidvoll standen sie um den Unglücklichen herum und suchten ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Nur mit Mühe gelang es ihnen. Unterdessen hatte sich ein alter Diener der entsetzlichen Gruppe beigelegt, der aus Rothensfeld zurückkehrte, und mit Schauern vernahm, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen. Von ihm erfuhr man, daß dies Schloß des Fräuleins bisheriger Aufenthalt gewesen, und sie es trotz des Herannahens der Feinde nicht habe verlassen wollen, als ihre alte Tante darin krank gelegen, und ihr Vater in der Nähe kantonirt habe.

Jetzt kam ein Eilbote des Commandeurs, der Werner dringend aufforderte, durch den Wald gen Rothensfeld zu eilen, weil dort der Feind sich gesetzt habe und Widerstand leiste. Werner drückte dem alten Diener seine Börse in die Hand und sprach: „Du treuer Knecht begrabe Dein Fräulein — ihr ist wohl — der Himmel ersparte ihr den Schmerz, ihren Vater beweinen und ihren Bräutigam als Mörder verfluchen zu müssen. Ich hoffe bald bei ihr zu seyn, und dort, wo kein Irrethum, kein Fluch mehr obwaltet, wird sie mir vergeben.“

Er sprengte fort. Bei Rothensfeld stieß er mit den Uebri- gen zusammen, die den Feind, der sich in das Städtchen geworfen hatte, und kämpfend nur Gasse für Gasse sich zurückzog, zu vertreiben oder aufzureiben suchten. Das Gefecht war mörderisch. Werner, gejagt von den Furien der Verzweiflung, und sichtbar nach dem Tode ringend, stürzte sich in den dicksten Haufen der Feinde, furchtbar um sich her wüthend wie der Würgengel. Endlich streckte eine Kugel ihn zu Boden. Aber noch sollte der qualende Tod ihn nicht umfassen; an den Pforten des Grabes sollte ihm noch ein furchtbarer Anblick werden.

Als er erwachte, peinigte ihn ein brennender Schmerz.

Hülfe und Linderung suchend schlug er die Augen auf. Er befand sich auf einem elenden Strohbette in einer finstern schmutzigen Stube und vor ihm stand mit grinsendem Lächeln — der alte Jude, der ihn einst verfluchte. „Weiche von mir, Bild des Entsetzens!“ rief Werner, verfolgst Du mich auch bis hieher, o laß ab von mir, Dein Fluch ist schrecklich an mir erfüllt worden.“

Ist er? — nun Jehovah sei gelobt, daß er meinen letzten einzigen Wunsch erfüllte. Wisse Christ, daß in jener schrecklichen Zeit meine arme Tochter in Jammer und Elend gestorben, und ich sie nicht retten konnte, da Du Räuber mir mein gerechtes Eigenthum nahmst. Da verfluchte ich Dich noch einmal an der Leiche meines Kindes, und erbat mir nur noch die einzige Freude: mich schrecklich an Dir rächen zu können. Der Gott meiner Väter hat mich erhört und Dich in meine Hand gegeben. Wisse nun: man brachte Dich verwundet in mein Haus; der Wundarzt verband Dich, und gab die Hoffnung nicht auf, Dich am Leben zu erhalten, wenn Du nur Ruhe hättest und der Verband sich nicht löste. Aber nein, leben solltest Du nicht. Grausam teuflisch wolt' ich Dich morden, wie mein einziges Kind durch Dich gemordet ward. Ich riß den Verband von Deiner Wunde, und stößte ein schmerzlich tödtendes Gift in dieselbe. Für Dich ist keine Rettung mehr, noch ehe die Sonne scheidet, verhauchst Du qualvoll Dein Leben.

„Nun so hebe Dich weg von mir, entsetzlicher Mörder,“ antwortete in schmerzlicher Pein aufseufzend Werner, „Deine Rache hast Du gefühlt, laß mich wenigstens ruhig sterben.“

Nein, das sollst Du nicht, grinste hohnlachend der Hebräer ihn an; Flüche, gräßliche, schauerhafte Flüche will ich zwischen Deine Gebete schreiben, daß Deine Gedanken sich verwirren und Du in Verzweiflung dahinfährst.

Da entstand plötzlich ein Geräusch. Es wurde an die Thüre geklopft, der Jude öffnete zitternd, und herein trat Werners Commandeur, begleitet von seinem Adjutanten und dem Wundarzt. Tapferer Freund, begann der erste, ich nehme großen Antheil an Ihrem Schicksal, und mein aufrichtiger Wunsch ist: daß Sie gerettet werden möchten.

Was seh ich? mein Gott, was ist das? rief der Wundarzt, Sie schwimmen ja im Blut — der Verband ist doch nicht los?

Da blickte Werner auf seinen Todfeind, der bleich und bebend sich an die Mauer lehnte, sein schreckliches Urtheil erwartend. Ein großer Entschluß kämpfte einen Augenblick in des Sterbenden Seele, und schnell siegte sein besseres, durch Unglück und Schmerz geläutertes Gefühl. „In einem Unfall des wüthenden Schmerzes und der Raserei,“ sagte er, „riß ich selbst, um schneller zu enden, gewaltsam die Binde los. Verzeihung mein Obrist, ich war nicht bei Sinnen.“

— Unglücklicher, was haben Sie gethan? sagte der Obrist. — „Gott wird mir diese letzte Sünde vergeben,“ antwortete Werner. Der Wundarzt befah noch einmal die Verletzung. Hier ist meine Hülfe umsonst, gab er zum Bescheid, die Wunde sieht schon ganz schwarz aus und ist in vollem Brande; machen Sie Ihre Rechnung mit dem Schöpfer, es wird bald vorbei seyn. „Gott sei Ihnen gnädig, mein unglücklicher beweinenswerther Freund!“ sagte der Obrist tief gerührt und entfernte sich schnell mit seinen Begleitern.

Wie vernichtet stand der alte Israelit. Dann stürzte er zu dem Sterbelager, ergriff Werners Hand, nezte sie mit seinen Thränen, und vermochte vor Schluchzen kein Wort zu sprechen. „Steh auf, Unglücklicher,“ sagte Werner, „ich vergebe Dir von ganzem Herzen, so wahr ich hoffe, daß mir bald vergeben werde.“ Und das kannst Du! rief der Hebräer, jetzt, nachdem Du meine Gräueltthat kennst!

„Ich kann es, und thue es mit Freuden, denn also lehrte mich's mein Heiland.“

Ich will an ihn glauben von nun an, denn er muß der wahre Verheißene gewesen seyn.

Da lächelte Werner sanft und betete mit leiser Stimme: „Ich danke Dir, Herr! Du giebst mir einen schönen Tod, nach langen Stürmen des Unglücks. Ruhiger, süßer könnte ich nicht sterben in den Armen der Liebe, als in denen des versöhnten Feindes.“ Und der Schmerz des Lebens verließ ihn, und seine Seele zersprengte die Bande des Körpers, als eben der Jude sich über ihn beugte, und tief erschüttert die Worte sprach:

Herr, vergieb uns unsere Schuld!

* Die fünf weiblichen Tugenden.

(Glossen zu einem Lied des Minnesängers Regenbog.)

1. „Die erste sei die Ehre.“

„Ein Weib, das nicht auf Ehre hält,
„Hat die Verachtung aller Welt.“

Vor mehr als hundert Jahren sprach es Harsdörfer aus: „Die Jungfrauschaft ist wie ein köstlich Del, das in einem zarten Glase am besten bewahrt wird, wenn es niemand anrührt, sondern auf die Seite gesetzt ist.“ Eine Jungfrau möchte ich am liebsten der Lotosblume vergleichen dürfen, die sich nur dem keuschen Licht des Mondes öffnet, und vor dem versengenden Strahl der Sonne und bei der Näherung eines Mannes zuschließt, wie die Sage erzählt. Aber dem Epimenides gleich baut man jetzt Altäre der Unschamhaftigkeit und scheut sich nicht, ihr lächelnd zu opfern. Ein Weib ohne Ehre vermag es mit allen ihren Reizen nicht, einem Manne, der noch auf Tugend hält, Liebe einzufößen. Aber unsere Zeit und ihre Weiber erinnern allzuoft an die alte Anekdote, nach welcher ein König, der ein eben so großer Liebhaber der Jagd als der Frauen gewesen sei, diejenigen Jäger- und Hirtenhäuser im Walde, wo er am liebsten zugesprochen oder die schönsten Weiber gefunden, mit einem Hirschgeweih habe bezeichnen lassen, damit er im Vorbeireiten sogleich wußte, wo er sein Absteigquartier nehmen wolle. So sei endlich das Sprichwort, woran unsere Zeit nicht oder doch zu wenig selten erinnert, entstanden: es werden dem Mann vom Hause Hörner aufgesetzt. Doch — zartere Frauenherzen gleichen den Blumen: dem leisen fallenden Thau bleiben sie offen, aber vor dem Platzregen verschließen sie sich. Darum lassen sie mich etwas leiser reden; denn jeder Mensch nimmt viel leichter als man glaubt das Widersprechen und Zurechtweisen auf, nur kein heftiges verträgt er, und wäre es auch ein gegründetes. Weit entfernt, daß derjenige Recht hätte, welcher die Geringschätzung der Ehre unterm weiblichen Geschlechte ganz allein auf diesen schwachen Schultern abladen möchte: die Männerwelt theilt mit ihnen die Schuld, und unsere Zeit mit ihrer unwiderstehlichen Geldmacht weiß ja selbst die Giftpflanze des Lasters in eine balsamduftende Rose zu verkleiden. Wie schön sagt eine unserer Dichtertinnen in dieser Beziehung:

Könnte hier wohl stille Tugend hausen,

Wo den Menschen sinnenlos betäubt

Wilden Lebens Strom mit lautem Brausen,

Raslos schnell in ew'gen Wirbeln treibt?

Wo von Laster, Trug und Wahn regieret

Man Natur und Wahrheit laut verlacht,

Der Verführte Andre schon verführt,

Eh' er selbst von seinem Rausch erwacht?

Wo, im Bund mit den empörten Sinnen,

Sich das Laster mit der Freuden Chor,

Ein noch schuldlos Herz sich zu gewinnen,
Mit der Menschheit Trieben selbst verschwor?
Seine Gräuel nennt man süße Schwächen,
Fehlern muß die Tugend Namen leih'n;
Nur das einzig' schrecklichste Verbrechen
Ist — der Unschuld hier noch treu zu seyn.

2. „Die andere sei Erziehung.“

„Ein Weib, das schöne Sitten hat,
„Erhebt und sucht die ganze Stadt.“

Wie vielen Duzenden begegnen wir an Werktagen so gut als an Sonntagen, vor denen man schon von Weitem den Hut lüften zu müssen glaubt? So lange sie den Mund nicht zum Reden öffnen, ist es uns fast unmöglich zu glauben, daß unter einer solchen Hülle, in einer solchen Gestalt sich eine rohe, ungeschliffene Seele finden könne. Aber wie oft birgt die schönste und bewunderungswürdigste Rose tief in ihrem Busen eine häßliche Spinne, die wir erst bemerken, wenn wir sie in der Nähe betrachtet haben. In keinem Fach der Erziehung, worauf doch unsere Zeit einen so unübersteiglichen Stolz hat, ist man namentlich in den mittlern und untern Ständen so weit zurück, als in der weiblichen Erziehung. Hat ein Töchterchen ein ordentliches Lärchen, hübsche Kleider am Leib und einige unverdaute Romanenbrocken im Köpfschen, so glaubt sie schon, sie sei ein gebildetes Frauenzimmer, und spricht bei jeder Veranlassung von den übrigen ihres Geschlechtes, als von ungebildeten Weibsbildern, und fordert Huldigungen, die ihr jeder vernünftige Mann versagen muß.

3. „Die dritte sei Bescheidenheit!“

Wir können hier unsere begonnene Betrachtung ohne weitere Unterbrechung fortsetzen. Gerade dadurch, daß ein Frauenzimmer von ihrem Romanenpolster auf die andern, als auf den Pöbel ihres Geschlechtes, herabsieht, beweist sie ihre Unbescheidenheit, ihre Rohheit. Nichts macht ein Weib in den Augen des Verständigen verächtlicher, als der sogenannte Bauernstolz. Sie setzt sich damit ohne alles Bedenken mir nichts dir nichts in die Reihe der Dummköpfe. Sie soll in ihrem Stolz wenigstens dem Pfau gleichen, der trotz aller Farbenpracht seines Gefieders aufhört stolz zu seyn, sobald er auf seine Füße schaut. Der innere Werth muß der Grund seyn, worauf des Weibes Stolz ruht. Die Tulpel ist dem Weibchen nicht vorzuziehen; weil dieses durch seinen innern Werth, durch den süßen Balsamduft, den es um sich verbreitet, jene bei weitem überragt, wenn sie auch zehnmal höher ihren Kragen emporstreckt, als das bescheidene Blümchen.

4. „Die vierte Tugend Frömmigkeit

„Vor jedem Stand, zu jeder Zeit,

„So ist sie wohl berathen.“

„Ist deine Tochter nicht schamhaft, so halte sie hart,“ sagt Strach. Der treffliche Cabinetsprediger Kober sagte in seiner Predigt über die schamverlorene Jungfrau, die er im Jahre 1714 hielt: „Jungfer! wie so roth? ist es Scham oder Schminke? Doch man sagt, du habest das erste längst verloren. Es wird das letzte seyn. Wenn die Jungfern malen lernen, ist es gewiß bald aus. Wenn sich Jesabel schminkt, schmückt und zum Tanze schickt, weiß man schon, was sie gern hätte. Komm Jungfer! laß deine Gestalt nochmals sehen. Frech und wild genug. Ich höre, du seiest von der Art des Epheus, welches so bald eine Haselstaude als eine Dattelpalme umarmet. Behüte Gott! So bist du geiler als die Julia. Was antwortest du? „Küsse wären Blumen, die sich eine ehrliche Jungfer noch wohl könne brechen lassen!“ Ich halt nichts davon. Die Jungferschaft ist so ein heller Spiegel, daß er auch von einem geilen Anblick Flecken bekommt. Jungfer Dingen ein artig Hängen. Es mag

was dran seyn. Die Hähne laufen ihr wacker nach. Und sie ist ganz firre. Mach ihr ja bei Zeiten ein Nest. Mutter! Folg meinem Rath. Schaff ihr das „Kraut der vergessenen Liebe“ genannt. Oder: schick sie in Achajen, zum Fluß Seleminus, dieser soll der Liebe abhelfen“ u. s. w. Unwillfährlich erinnere ich mich hiebei an Berangers Romane von der Raze mit dem Refrain:

Mia — mia — u! was fehlt Minetten?

Mia — mia — u! ein Katerchen.

5. „Und hat sie auch ein sanftes Herz

„Und einen gütigen Sinn,

„So sei sie meine Kaiserin!“

Nicht das Roth der Rose, das die zarten Wangen mit seinem milden Glanze überzieht, — nicht der Purpur, der auf den Lippen prangt, — nicht der Himmel, der aus den Augen strahlt, — nicht alle die zarten Reize, die üppig einen schlanken Bau umschließen, sind es, wodurch ein Mädchen den Zierden seines Geschlechtes sich beigesellt, sondern Sanftmuth und Güte. In ihnen besteht die innere, die bleibende Schönheit des Weibes, die immer fesselt, wenn auch schon längst das Roth von den Wangen und der Purpur von den Lippen geflohen sind. In ihnen ist die heilige Quelle verborgen, an welcher der Mann sich erfrischt und Labung und neuen Muth findet, wenn er in der brennenden Sandwüste des Lebens in Gefahr steht zu ermatten und unterzugehen.

Ein Zufriedener in Amerika.

Die Bremer Zeitung theilt folgende Stelle aus dem Schreiben eines deutschen Landmannes, welcher im vorigen Jahre nach Wisconsin in Nordamerika von Luxemburg auswanderte und seinen zurückgebliebenen Freunden in dem „Esklavenland“ das „gelobte Land“ so schildert; „... In Deutschland glaubt man in Anamerika sei alles wild — nein Alles ist da. Die Städte sind viel schöner als in Deutschland und es sein allerhand Gewächse, die man nicht hat in Deutschland. Wir haben zwei Meilen bis in die Kirche. Alda haben wir jeden Monat Messe. Nach Neujahr aber jeden Sonntag. Hier leben wir katholisch. Wir können hier richtig beten. Wir brauchen nicht zu sagen, wo kommt dies oder das her. Wir brauchen nicht zu fürchten vor keinem Stellvertreter nicht. Es kann kein Teufel nichts fordern. Wir haben hier keinen Teufel nicht. Der allerärmste ist so viel wie der allerreichste. Man kann zu allen Jahren und Tagen zu den höchsten Beamten gehen. Man braucht den Hut nicht zu drücken. Man kann die Pfeife im Mund halten. Sie können nicht sagen, mach' deine Pfeife aus. Wir danken Gott tausendmal, daß er uns aus dem Esklavenland in das gelobte Land geführt hat, denn es ist hier ein freies Land und Leben. Ich bezahle alle Jahr zwei Dollar für 120 Morgen, das ist festgesetzt von den vereinigten Staaten von Anamerika. Und es ist alles genug in Anamerika. Das Mehl in Barrel kostet 3 Dollar. Und es ist alles billig in Anamerika. Es ist ein fruchtbares Land. In einem Morgen wächst mehr Frucht und Getreide als in Deutschland in zwei Morgen. Der Handel geht in Anamerika wie in Deutschland, es ist aber alles frei. Der allerärmste in Anamerika ist mehr als der allerreichste im Großherzogthum Luxemburg. Ein Tagelöhner verdient alle Tage einen Thaler und davon braucht er keinem betrunkenen Schreibersknecht etwas davon zu geben. Alle Jungens und alle Mädchen die rufe ich. Hier sind wir alle glücklich, wenn einer ein Jahr dient, der kann sich 120 Morgen Land verdienen oder kaufen, und soviel erbt keiner in Deutschland. Kommt alle aus dem Esklavenland in das gelobte Land, denn wir haben hier

ein freies Land, denn wir danken Gott 1000 mal, daß er uns aus dem Sklavenland in das gelobte Land geführt hat. Hier ist kein Krieg und nichts zu fürchten — es ist hier alles genug. Es sind jetzt 29 vereinigte Staaten. Ihr Geld, das sie schlagen, hat jedes einen Stern — das bedeutet, daß Anamerika so frei ist wie die Sterne des Himmels. Und ein Staat ist größer als ganz Frankreich. Hier sind jedes Jahr Andere — so ist es mit allen Angestellten, aber alle sein unentgeltlich. Sollen wir uns nicht freuen, daß wir in diesem Lande sind?“

Miscellen.

× Willst du in den himmlischen Gesang „Heilig Heilig“ keinen falschen Ton einmengen, so laß dein Leben stets frohe Melodie bei allen Fügungen Gottes seyn. Den ächten Christen bringt auch keine Trübsal aus dieser Melodie. Nein — er hält Takt.

× Der Neid und die Mißgunst sind böse Geschwüre, die der verständige Arzt ausschneiden muß, damit nicht der ganze Leib verderbe. Wo Neid ist, ist auch keine Liebe und kein Vertrauen zu Gott, denn diese kommen aus der Zufriedenheit mit seinen Schickungen; auch keine Liebe zu den Menschen, denn diese freuen sich des Glückes Anderer, wenn sie auch ihr eigenes Brod mit Thränen ißt.

× Ein kleines Rechenexempel. Man kann annehmen, daß in Deutschland 36 Millionen Menschen leben, und daß jeder Mensch im Durchschnitt wohl täglich 1 Pfund Schwarzbrod und für 1 Kreuzer Weißbrod ißt. Wollte man nun weiter annehmen, daß jedes Pfund Schwarzbrod um 1 Loth und jedes Weißbrod für 1 kr. um $\frac{1}{2}$ Loth zu leicht sei, so würden die Consumenten täglich verlieren:

an Schwarzbrod	36,000,000 Loth,
an Weißbrod	18,000,000 „

Summe 54,000,000 Loth

oder 1,687,500 Pfd.

Setzt man ferner den Preis pr. Pfund zu 3 Kreuzer, so würde dieser Verlust täglich 81,375 Gulden und in einem Jahre 30,796,875 Gulden betragen. Ein ganz artiges Sümchen, welches auf diese Weise den Bäckern zusüßte, wenn sie auch nur um 1 Loth und $\frac{1}{2}$ Loth das Brod zu leicht machten. — Ein Glück, daß die deutschen Bäcker Das nicht thun!

Caritätenkästlein.

© Die „Jahreszeiten“ bringen folgende Anekdote. Ein Benediktiner Namens Tanner, der von Prag nach Innsbruck reiste, um seine zerüttete Gesundheit zu kräftigen, unterlag den Strapazen dieser Ueberstedelung und starb unterwegs in einem kleinen österreichischen Dorfe. Die Dorfrichter und einige andere Dorfnotabilitäten begaben sich alsogleich in das Haus, wo er gestorben, um seine Habe gerichtlich aufzunehmen und fanden unter der Nachlassenschaft des guten Paters auch ein Behältniß von wunderlicher Structur, welches den guten Leuten verdächtig vorkam. Es bestand aus Holz und Glas und war total schwarz. Einer der Inspicirenden blickte neugierig in das Behältniß, aber entsetzt und mit dem Ausruf: „weiche von mir, Satanas!“ lief er, was er laufen konnte, von dannen. Seine Genossen, welche nach ihm ebenfalls hineinschauten, erblickten zu ihrem Entsetzen in dem kleinen Behältniß ein lebendes Thier, schwarz, von riesenhafter Größe, mit drohenden Hörnern und funkelnden Augen. Das Ereigniß machte nicht geringes Aufsehen und man wollte Anfangs die Hütte sammt dem Teufelsbeschwörer, denn dafür hielt man den guten Tanner, verbrennen. Während dem die Bauern in der Schenke allerlei Betrachtungen anstellten, hau-

delte der weise Richter. Er befahl dem Pfarrer, dem Verstorbenen ein ehrliches Begräbniß zu versagen und in der Kirche den bösen Geist, den die Büchse einschloß, zu beschwören. Zu dieser Zeit kam nach dem Dorfe ein preussischer Gelehrter und auch ihm erzählte man die grausenhafte Wundermähr. Neugierig gemacht, begab er sich nach dem Ort, wo sich die gefürchtete Büchse befand und schlug ein lautes Gelächter an, als er ein Mikroskop fand, in welches der todtte Pater einen jungen Maikäfer eingeschlossen hatte. Anfangs hatten die Bauern nicht wenig Lust, den preussischen Gelehrten ebenfalls für einen Zauberer zu halten, weil er bei dem ihnen so furchtbaren Anblick lachte, als er aber die Büchse zu ihrer Bewunderung öffnete, daraus einen kleinen Käfer schüttelte und ihnen die Wirkung des Vergrößerungsglases zeigte und erklärte, fingen sie ebenfalls herzlich zu lachen an und Bruder Tanner verdankte diesem zufälligen Dazwischenkommen des Preußen ein ehrliches Begräbniß.

© Die Frau eines berühmten Schriftstellers, welcher aber zu dem Geschlechte der Amphibien gehörte, indem er ganze Nächte eben sowohl in der Weinstube als auf trockenem Lande oder im Bette zubringen konnte, pflegte ein Tagebuch zu führen, in welches alle häuslichen Begebenheiten, besonders aber jene, welche auf die Lebensweise ihres Gemahls Bezug hatten, genau verzeichnet wurden. Im Monat Juli fand sich da folgende Bemerkung: „Den 6. Juli ist mein Mann den 7. Juli Morgens halb neun Uhr nach Hause gekommen.“

Worträthsel.

Als ich jüngst mit meinem Lottchen
Auf dem ersten Worte war,
Reichte sie mir, Abschied nehmend,
Schon so früh ihr Händchen dar;
Sprach mit ihrem Rosenmündchen
Froh gelaunt das zweite Wort,
Und bevor ich's noch erwidert,
War sie aus dem Saale fort.
Und ich fühlte ob der Eile
Ihres Schwindens fast Verdruß,
War durch diese ja gekommen
Um den süßen Abschiedsfluß;
Doch ich gab ihn nicht verloren,
Eilte schnell der Losen nach,
Dachte: Mußt ihn doch bekommen,
Wie auch Alles enden mag!
Unterwegs sie einzuholen,
Dieses zwar mißglückte mir,
Fest auch fand ich schon verschlossen
Ihres Hauses kleine Thür;
Doch es fiel zur guten Stunde
Eine kleine List mir bei,
Und ich sang mit heller Stimme
Wörtchen eins und Wörtchen zwei.
Neugier sollte sie verlocken,
— Diese hatte sie vollauf! —
Richtig, bald that sich das Fenster,
Bald der Fensterladen auf;
Und ein blondes Lockenköpfchen
Sah ich lauschen nach dem Ton:
Und ich sprang hinzu mit Schnelle,
Und ein Küßchen war mein Lohn.

Auflösung der Charade in No. 68:
Eigensliebe.